

Hinauf in den Bergwinter

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 49

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647555>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wintersommwendfesten glaubt erblicken zu müssen. Mit Höfler sind wir einverstanden, wenn er die süßen Geschenke des Samichlaus, die Lebkuchen, die Birnenweggen, das Klausen-, Huzel- und Klößenbrot, auf die flachen, fladen- oder zeltförmig ausgebreiteten und aus Honig bereiteten heidnischen Opferkuchen zurückführt; aber Hauser geht zu weit. Sicher ist aber, daß sich um den christlichen Heiligen ein bunter Kranz vorchristlicher Auffassungen und Bräuche geschlossen hat. Vor allem sind viele Züge Wodans im Samichlaus zu erkennen.

In der Ostschweiz ist das Klaustreiben üblich, ebenso in der Innenschweiz, freilich nicht überall auf den Niklausestag beschränkt, sondern in der ganzen Weihnachtsadventszeit geübt. In Rühnacht am Rigi verkleiden sich Knaben und junge Burschen am 6. Dezember als Iffeler. Sie tragen ein weißes Hemd, einen langen, weißen Bart aus Werg, auf dem Kopf aber als Charakteristikum eine oft über einen Meter hohen Inful aus starkem doppeltem Karton, mit Figuren, Sternen, Kreuzen geschmückt und einer brennenden Kerze im Hohlraum zwischen dem Karton. Den Infulträgern folgen die Chlausjäger, die mit Ruhglocken, Treicheln, Pfannendeckeln, Geißeln u. dgl. Lärm machen. Die Gesellschaft zieht von Haus zu Haus und sammelt Gaben. Das schweizerische Archiv für Volkskunde meldete 1912, der Brauch sei im Rückgang begriffen. Der Nidwaldner Kalender von 1894 schrieb: Endlich beginnt der Samichlausabend zu dämmern. Aus der Ferne tönen Kuhschellen, Treicheln, hört man Geißelknallen, tauchen gelbe und rote Laternen im Finstern auf, es naht Samichlaus mit seiner Begleitung. Von Haus zu Haus bewegt sich der schallende, rassende Zug. Ein als Bischof verkleideter Knabe stellt den Heiligen dar. Gewaltig ragt die papierne Inful auf seinem Haupte empor. In der Rechten führt er den von Flittergold schimmernden Stab, und ein zur Albe umgewandeltes Nachthemd vollendet den bunten Ornat. Hat der Samichlaus den einzelnen Häusern seinen Besuch abgestattet und ein kleines Geschenk an Obst oder Geld empfangen, zieht er mit seinen Begleitern weiters und die Schellen, Treicheln und jauchzenden Stimmen verklingen allmählich in der Ferne...

Im aargauischen Keller- und Freiamt begleitet „Schmukli“ den Samichlaus. In Urnäsch wird erst am Silvester geklaut. Im Thurgau hängen die Kinder für den Esel des Samichlaus ein Bündelchen Heu vor's Fenster. Im Entlebuch beten nach dem Archiv für schweizerische Volkskunde von 1903 die kleinen Mädchen:

„Samichlaus, i bitt di,
Schenk mer au es Ditti,



Auf den Höhen von Gstaad.

Mit nes großes, mit es chlis,
Eis, das Annebäbeli heißt.“

In Zürich sieht man immer am Niklausestag Samichlausen im frohbewegten Leben der Stadt. Abends erscheinen seit einigen Jahren die Kläuse von Bollshofen in langem Zug mit ihren Lichthüten und lärmenden Instrumenten, von Alt und Jung stets freudig begrüßt. Die Lichthüte haben die Form einer Bischofsmütze. Im alten Zürich war es übrigens der Samichlaus, der den Weihnachtsbaum brachte, daher die Bezeichnung „Klausbaum“. Im Zürcher Oberland gab es bis zum Weltkrieg Berufskläuse, die von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf zogen. Im Zugerländchen heißt nach dem Archiv für schweizerische Volkskunde von 1897 die Nacht vom 5. auf den 6. Dezember „Schleifnacht“. Da wird das Klausjagen praktiziert. Kinder gehen um mit einem auf einer Stange befestigten hölzernen, mit Bändern geschmückten Eselskopf. Dieser „Klausesel“ pocht an die Fenster, öffnet beim Anziehen einer Schnur den Rachen und streckt eine lange Zunge heraus, welche er erst wieder zurücknimmt, nachdem er mit einem Geldstück geliebt wurde. Zwischen acht und elf Uhr abends ziehen die großen Klausjäger im weißen Hirtenhemd um. Das erbeutete Klausgeld wird vertrunken.

Das ist nur eine ganz kleine Auslese aus dem reichen Kranz schweizerischer Niklausbräuche. F. V.

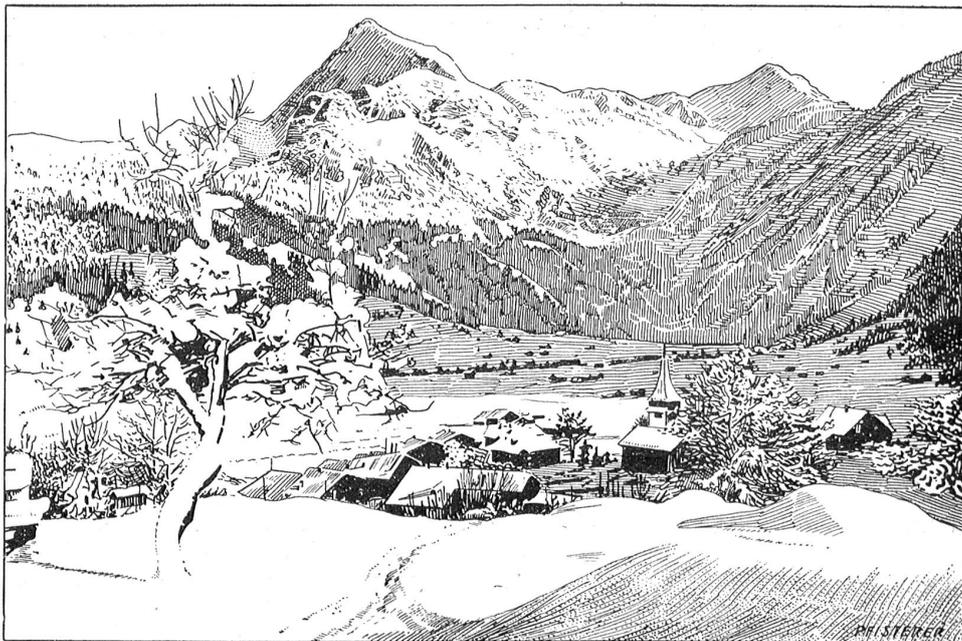
Hinauf in den Bergwinter.

Ich bin an einem Spätherbsttage mit der Montreux-Oberlandbahn auf die Bergaltane der Saanenmöser gefahren. Und nun stehe ich wie in Andacht still ob aller Pracht, welche mich hier empfängt. Auf und ab über das Saanenländchen fliegt der Blick, die Augen gehen mit dem Bergbach in den wunderbarlichsten Kehlen mit. Alle Bergwände sind bis zu den Gipfeln in das leuchtende Rotbraun der Eichen, Buchen und sonstigen Laubbäume gehüllt und hellgelb grünen die Lärchen. Ab und zu geht ein Windstoß durch den roten Wald. Dann ist für Sekunden die Luft mit ungezählten Tausenden niederwirbelnder Blätter belebt. Und immer wieder dieses Rauschen und Brausen der Tiefe. Bei jeder neuen Biegung des Weges ändert sich das köstliche Bild. Entflohen sind die letzten Nebel. Der Himmel hat seine blaueidene Fahnen herausgehängt, doch kündigt da und dort die leise Föhnstimmung auf ander Wetter.

Und richtig, der andere Morgen ließ die Vermutung auftauchen, daß da im Saanenländchen ein großes „Reinmachen“ vor sich geht. Frau Holle und ihre Mägde waren in voller Arbeit, den himmlischen Freudenpaal zu lüften und die Betten nach langer Pause wieder einmal gründlich zu schütteln. Alles spricht dafür. Es ist unglaublich, was da alles an überirdischen Bettfedern niederwirbelt. Man schaut eigentlich nur noch eine einzige Farbe zwischen Himmel und Erde. Weiß, sich fort und fort mehrendes, türmendes, augenblendendes, fast sinnverwirrendes Weiß.

Das Pays d'Enhaut, soweit das Auge zu schweifen vermag, ist eine einzige gewellte, sammelweiche Decke, ein Riesennetzen, die Arbeit und ungezählte Hoffnungen des Landmannes hütend, bis lenzfrische Verchentriller wieder über dampfenden Aderhöhlen und blumigen Alpmatten fliegen. Eingemummelt, fröstelnd anzuschauen, liegen

Häuser, Brunnen, Gärten und Gassen. Jeder Baum, jeder Zweig ein Kunstwerk entzückendster Fligranarbeit, aus glitzerndem Weißüber hergestellt. In wunder'amster, herzbewegender Winterpracht leuchtet der Wald, dehnen sich zum Horizonte, hinan zum Gebirgskamm, die Berge höher und höher zum Himmel greifend, von dem es unaufhörlich, lau!los in Millionen Flocken rieselt, in ein tiefes, schweigendes Grab die Natur einbettend. Da grünen Hornfluh, Hundsrüd, Rübli und Dürrehubel und über ihnen Gummfluh, Oldenhorn, Sanelshorn, Spizhorn und links von Gsteig Geißrüd und Windpillen und über dem Tal von Launen entbieten noch das Wildhorn und das Geltenhorn stolzen Gruß und Willkommen im Saanenland!



Gsteig mit Oldenhorn.

Der fallende Schnee verhinderte ein Weiterwandern und so konnte ich mich ungestört der Volkstunde hingeben, mir erzählen lassend: alte Mären vom Gsteigtal und dem ewigen Juden, und viele andere mehr. Vor langen, langen Zeiten soll das Tal bei Saanen ein See gewesen sein, der sich eines solch milden Klimas zu erfreuen gehabt habe, daß an seinen Ufern die Rebe gedieh. Auf der Abendseite hoch im Tale liegen noch alte Mauern, die ein Ueberrest des damaligen Wirtshauses sein sollen. Andere wollen, es stammen diese Trümmer von einer Burg her, die einst hier gestanden und der Abwehr feindlicher Völkerscharen aus dem Süden gedient haben soll. Südöstlich im Winkel des Tales, wo der Sanelshpaß hinaufführt, ist ein hoher Felsenstock, der unmittelbar mit dem Gebirge zusammenhängt und mit Wald und Gras bewachsen ist. Dorthin sollen jeweilen an Sonntagen die Leute gerudert sein, um Gottesdienst zu halten. Noch jezt trägt von jener längst entschwundenen Zeit jener Felsblock den Namen Burg. Auch zeigt man dort einen eisernen Ring in der Fluh, an welche man ehemals die Schiffe angebunden habe. Nachdem sich der See durch einen Ausbruch verlaufen, sei die Gegend verwildert. Der ewige Jude, der einst über den Sanelsh schritt, soll gelagt haben, daß das nächste Mal, wenn er vorbeikomme, das ganze Tal so wild sein werde, wie jezt die Höhe des Passes.

Interessanter als diese Geschichten waren mir die Inschriften, die ich da und dort an den sehr malerischen Häusern fand und von denen ich einige dem freundlichen Leser nicht vorenthalten möchte. Da steht auf den Mäusern ein Spruch: „Frish Luft uf höhjer Alp, das ist die besti Salt“; bei Windpillen ist zu lesen: „Herr lehre uns gedenken, daß wir sterben müssen, auff daß wir klug werden (1667).

An einem Haus in Gruben lesen wir: (1669) „Wir buwen hohe Hüser und Palest und sind doch frömde Geft. Und da wier ewig solen sin, da buwen wier gar wenig hin.“

Das Försterhaus enthält noch folgenden Spruch, den jedermann beherzigen sollte:

Merk auf, was hier geschrieben steht,
Der wahre Glaub' nun bald vergeht.
Es führt sich wohl ein ehrbar Leben,
Gott will die Wahrheit von uns haben,
Denn Gott ist wahr und mächtig,
Sei dessen wohl andächtig.
Die Lügen werden unterliegen,
Die Wahrheit wird einmal obliegen,
Wann sich tut wenden das große Blatt,

Das Gott uns vorgeschrieben hat.
Das Buch, das ich durchschauen,
Sind Berg und grüne Auen,
Blick doch darauf, du weiser Mann,
Kein Buch dich frömmer machen kann.
Steig nur auf hohe Felsen hin,
Dort sieh', es kommt dir wohl in Sinn,
Was uns im Leben allezeit bricht:
„Daß Gott anbetungswürdig ist.“

Diese Sprüche, die zum Teil in das Holz eingeschnitten wurden, befinden sich meistens über den Fenstern des Obergeschob, sind vielfach auch farbig gehalten wie die reichen Zierarten unter dem Giebel, wo wir häufig neben der Jahrzahl das Landschafts- und Kantonswappen gelegentlich auch das Familienwappen aufgemalt finden.

Und dann dringen wir in den tief verschneiten Bergwald ein. Wer einen solchen noch nie gesehen hat, vermag nicht den gewaltigen Eindruck nachzufühlen. Wie heilige Schauer weht es uns da an. Glückseligkeit und erhabene Furcht erfassen die Seele. Eine Majestät umgibt uns hier, die fast zu Boden zwingt. Und dann ist wieder so viel Liebreiz vorhanden, zierlichste Wunder aneinander gereiht. Man möchte hineinjubeln in diese märchenschöne Pracht, und doch — die Stimme zaudert, stockt, wagt nicht aufzuatmen, geht unter in dem großen Schweigen, das hier ringsum alles in seinem Banne hält. Immer voller, triumphierender bricht von allen Seiten das blau- und goldig hereinflutende Licht in des Waldes Hallen, wogt um Altäre und Kapellen, Chöre und blinkende Fensterreihen. Fliegt ein Vogel von einem Ast auf, so ist's, als wandle sich das leichte Schneegestäub in dampfende Weihrauchwolken, der Mähner klingelt — und auf die Knie sinkt alles in Andacht vor dem, der aus der Natur in erhabensten Schauern zu uns spricht.

Wie auf weichen Sohlen huscht das Leben in den stillen Bergdörfchen dahin. Ab und zu schrillt eine Klingel, eine vereinzelt Gestalt taucht auf und verschwindet wieder. Unter Peitschenknall und dem Schellengeläut der Pferde rasselt ein holzbeladener Wagen vom Gebirge heim, aus der offenen Schmiede dröhnt Hammerschlag — helles Mädchenlachen von irgendwo — und droben auf den Bergen steht der ernste dunkle Wald und blickt so feierlich in den klaren Himmel auf, als harre er der nahen Stunde, in der sein Freund, der blasser Mond, heraufsteigt und in schweigender Größe nun über die schlafenden Waldberge wandelt...

Nur noch einige Tage, und dann kommen die ersten Wintergäste und dann blüht das Tal aufs neue auf, frisches, freudeatmendes Leben kommt in den Dörfern und auf den Hängen, auf den Plätzen, wo sommerlang fremdes Volk herrschte, zur Geltung, denn männiglich will dem gesunden und frischen Wintersport huldigen. Und hierzu ist ja das Saanenländchen wie geschaffen. Kein feuchter Nebel, kein kalter Nordwind macht die Leute frösteln. Große Schlittschuhbahnen, Schlittel- und Bobwege, wohl die schönsten Skifelder der ganzen Schweiz laden hier oben bei Gstaad, Saanen und Chateau d'Vez zu frohem Sportleben ein. Wer wollte wohl diese Einladung nicht annehmen? Schw.

Die arme Baronin.

Von Gottfried Keller. (Fortsetzung.)

„Ich hätte es ja nicht besser treffen können“, antwortete er mit offenermüdigem Vergnügen; „tun Sie uns nur den Gefallen und lassen sich ferner recht geduldig pflegen und nichts anfechten! Nicht wahr, Sie versprechen es?“

Er hielt ihr unbefangenen und zutraulichen die Hand hin, und sie legte ihre fast wesenlose blasser Hand hinein, die nur durch die Schwäche ein kleines Gewicht erhielt. Zugleich bildete sich auf dem ersten Munde ein ungewohntes, unendlich rührendes Lächeln, wie bei einem Kinde, das diese Kunst zum ersten Male lernt; dasselbe machte aber Miene, in ein weinerliches Zucken übergehen zu wollen. Brandolf verschlang das flüchtige kleine Schauspiel mit durstigen Augen; da er sich jedoch erinnerte, daß er die Kranke nicht lange hinhalten und aufregen durfte, so drückte er sanft ihre Hand und empfahl sich.

Er eilte aber auch um seiner selbst willen davon, weil es ihn an die freie Luft drängte, ein Freudenliedchen zu pfeifen, das er schon begann, während er Mantel und Hut an sich nahm, um zum Mittagmahl zu gehen. Fröhlich begrüßte er die tägliche Tischgesellschaft und verführte die Herren sogleich zu einem außergewöhnlichen Gütlichkeit, indem er eine Flasche duftenden Rheinweins bestellte. Einer nach dem andern folgte dem Beispiel; es entstand eine bedeutende Heiterkeit, ohne daß jemand wußte, was eigentlich die Ursache sei. Schließlich wurde Brandolf als der Urheber ins Gebet genommen.

„Ei“, sagte er, „meine Kaze hat Junge, und als ich heute eines der Tierchen in die Hand nahm, gingen ihm in demselben Augenblick die Augenlein auf, und ich sah mit ihm die Welt zum erstenmal.“

Die Herren schüttelten lachend die Köpfe ob dem Unsinn; Brandolf hingegen wurde am gleichen Nachmittag noch sehr scharfsinnig; denn als er tatlustig auf sein Bureau ging, wo er die Akten eines in der Provinz haultenden höheren Justizbeamten zu prüfen hatte, arbeitete er mit so vergnüglich hellem Geiste, daß eine ausgezeichnete Kritik zustande kam, infolge welcher jener ungerechte Mann aus der Ferne erheblich beunruhigt, gemäßiget und endlich sogar entseht wurde, alles wegen des jungen Kätleins, dessen Welterblickung Brandolf gefeiert haben wollte.

Am nächsten Tage wiederholte er seinen Besuch und brachte der Baronin einige zartgefärbte junge Rosen, die er im Gewächshause eines Gärtners zusammengesucht. Sie hielt dieselben in der Hand, die auf der Decke ruhte. Dergleichen Artigkeit hatte sie noch nie erlebt und vielleicht auch nie verlangt. Es war daher wie eine erste Erfahrung in ihrem neu beginnenden Leben, und nach Maßgabe der noch nicht zu Kräften gekommenen Herzschläge verbreitete sich ein schwacher rötlicher Schimmer, gleich demjenigen auf den Rosen, über die blassen Wangen. Gleichzeitig verband sich mit dem Schimmer ein schon lieblich ausgebildetes Lächeln, vielleicht auch zum ersten Male in dieser Art und auf diesem Munde. Es erinnerte fast an den Text eines alten Sinngedichtes, welches heißt: Wie willst du weiße Lilien zu roten Rosen machen? Küß' eine weiße Galatee, sie wird errötend lachen.

Brandolf sorgte jetzt jeden Tag um etwas Erquickliches für die Augen oder den Mund, wie es der Arzt erlaubte, und die Genesende ließ es sich gefallen, da es ja doch ein Ende nehmen mußte. Nach Ablauf einer weiteren Woche verkündigte die Wärterin, daß die Baronin aufgestanden sei und Brandolf sie im Lehnstuhle finden werde. So war es auch. Sie trug ein bescheidenes altes Taftkleid und ein schwarzes Spitzentüchlein um den Kopf; immerhin sah man, daß sie dem Besuche Ehre zu erweisen wünschte. Sie blickte mit sanftem Ernste zu ihm auf, als er Glück wünschend eintrat und auf ihren Wink sich setzte.

„Wie ich damals mit einem Messer nach Ihrer Sohle stach“, sagte sie, „dachte ich nicht, daß ich einst so Ihnen gegenüber sitzen werde!“

„Es war ein sehr lieber Stich! denn er ist die Ursache unserer guten Freundschaft, und ohne ihn würde ich kaum je ihr Zimmerherr geworden sein“, antwortete Brandolf, „weil ich kam, um Sie dafür zu strafen.“

„Sie haben freilich Kohlen auf mein Haupt gesammelt“, sagte sie traurig, „indem Sie wahrscheinlich mein Leben gerettet haben. Aber Sie griffen zugleich in dies gerettete Leben ein, weil ich es nun ändern muß. Ich erfahre, daß ich nicht auf die bisherige selbständige Weise bestehen kann, und will versuchen, irgendwo als Wirtschaftlerin oder so was unterzukommen. Ich habe mir von der Wärterin und der Hausfrau, soweit möglich, die Ausgaben zusammentragen lassen, und um die Rechnung zu bereinigen und die nötigen Mittel für die nächste Zukunft zu gewinnen, gedenke ich nun, meinen Hausrat, das letzte, was ich besitze, zu veräußern, sobald ich vollständig hergestellt bin. Ich muß Ihnen also die Wohnung kündigen und bitte Sie, mir das nicht ungut aufzunehmen. Sie tun es aber nicht, denn Sie sind der erste gute Mann, der mir vorgekommen ist, und es tut mir leid, Sie so bald verlieren zu müssen!“

„Dieser Verlust wird Ihnen nicht so leicht gelingen!“ rief Brandolf fröhlich und ergriff ihre Hand, die er festhielt. „Denn Ihr Vorsatz trifft auf das Beste mit dem Plane zusammen, den ich für Sie entworfen habe! Glauben Sie denn, wir werden Sie ohne weiteres wieder so allein in die Einöde hinauslaufen lassen?“

„Ach Gott“, sagte sie, und fing an zu weinen, „ich bin so gute Worte nicht gewohnt, sie brechen mir das Herz!“

„Nein, sie werden es Ihnen gesund machen!“ fuhr er fort, „hören Sie mich freundlich an. Mein Vater lebt als verwitweter alter Herr auf seinen Gütern, während ich mich noch einige Zeit fernhalten muß. Unsere alte Wirtschaftsdame ist vor einem halben Jahre gestorben und der Vater sehnt sich nach einer weiblichen Aufsicht. So lassen Sie sich denn zu ihm bringen, sobald Sie zu Kräften gekommen sind, und machen Sie sich nützlich, solange es Ihnen gefällt und bis sich etwas Wünschenswerteres zeigt! Daß Sie uns nützlich sein werden, bin ich überzeugt; denn ich halte die starre Entbehrungskunst, die Sie hier geübt haben, nur für die erkrankte Form eines sonst kerngesund gewesenem haushälterischen Sinnes, und ich weiß, daß Sie Ihren Untergebenen gern gönnen werden, was ihnen gehört, wenn die Sachen vorhanden sind. Hab' ich nicht recht?“

Ihre Hand zitterte sanft in der seinigen, als sie leise sagte: „Es tut freilich wohl, sich so beschreiben zu hören, und ich brauche gottlob nicht nein zu sagen!“

Sie blickte ihn dabei mit Augen so voll herzlicher Dankbarkeit an, daß ihm über diesem neuen lieblichen Phänomen die Brust weit wurde.

„Also ist es abgemacht, daß Sie kommen?“ fragte er hastig, und sie sagte: „Ich finde jetzt nicht mehr die Kraft, es abzulehnen, aber Sie müssen doch vorher vernehmen, wer ich bin und woher ich kommen!“

„Morgen plaudern wir weiter, es eilt nicht!“ rief er mit eifriger Fürsorge und stand entschlossen auf, so ungern er ihre Hand fahren ließ, als er bemerkte, daß sie angegriffen, müde und hinwieder aufgeregter wurde. (Fortf. folgt.)